Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 26 (1946-1947)
Heft: 4

Artikel: Das liberale Erbe im sozialistischen Zeitalter
Autor: Dürrenmatt, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-159409

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das liberale Erbe im sozialistischen Zeitalter

Von Peter Dürrenmatt

I.

Der menschliche Geist pflegt die Vergangenheit in Epochen einzuteilen, weil er glaubt, nur auf diese Weise die Geschichte begreifen zu können. Man spricht demnach beispielsweise vom 18. Jahrhundert und nennt es das Jahrhundert der Aufklärung (obgleich man es wahrscheinlich treffender als das europäische Zeitalter bezeichnen würde); oder man nennt das 19. Jahrhundert das Zeitalter des Liberalismus. Solche Benennungen versuchen, den jeweils wesentlichsten Charakterzug einer Epoche auf den kleinsten Nenner zu bringen. Solange wir uns bewußt bleiben, daß derartige Einteilungen immer Notbehelfe sind, Schemata mit aller Fragwürdigkeit, die solchen anhangen, mag man diese Charakteristiken verwenden. Unter diesem Vorbehalt tun auch wir es, wenn wir unsere Gegenwart, unser zwanzigstes Jahrhundert, das *«sozialistische Zeitalter»* heißen. Wir werden gleich dartun, warum wir zu dieser Bezeichnung gekommen sind, möchten vorher lediglich ergänzen, daß wir zeitlich diese Epoche nicht mit dem Jahr 1900 beginnen lassen, sondern mit dem Jahr 1914, der Katastrophe des ersten Weltkrieges, dem sichtbaren Zusammenbruch einer alten Welt.

Die sozialistische Lehre ist freilich im 19. Jahrhundert entstanden. Sie bildete damals eine Art von Antithese zum herrschenden Geist jenes ganz bestimmten Liberalismus. Der Sozialismus des 19. Jahrhunderts hatte etwas Unwirkliches, Utopisches an sich. Zuinnerst gehörte er, bei aller Gegensätzlichkeit, eben doch dem Zeitgeist an. In der politischen Praxis lehnte er sozusagen alles an den bestehenden politischen und sozialen Einrichtungen ab und kämpfte im Glauben an eine kommende bessere und grundsätzlich anders geartete Welt der Zukunft. Dieser Sozialismus war international, abstrakt-ideologisch, revolutionär. Auch seine Zeit ging mit dem Jahre 1914 — wenigstens für Westeuropa — unter.

Warum soll nun aber das 20. Jahrhundert das sozialistische Zeitalter sein? Warum, als äußeres Zeichen für diese Charakteristik, der Vormarsch sozialistischer Parteien in allen Ländern des europäischen Kontinentes? In wenigen Jahren wird bereits die Hälfte des Jahr-

hunderts abgelaufen sein. Sie war ausgefüllt von zwei Weltkriegen und einer umfassenden, zerstörenden Weltwirtschaftskrise. Gegenüber der Zeit von 1914 scheint heute alles verändert zu sein: das europäische Staatensystem, aber auch die geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen; einstige kulturelle und wirtschaftliche Großstadtzentren sind zerstört; die Völker sind verproletarisiert; die europäischen Staaten sind weltpolitisch kaltgestellt und auch dort zu Objekten der großen Weltmächte geworden, wo sie wähnen, noch Großmächte zu sein und sich aus angeborenem Prestigebedürfnis die Abwertung ihrer Weltgeltung nicht zugestehen. Die großbürgerliche Welt, wie sie die Zeit von vor 1914 mit ihren Schwächen wie mit ihren imposanten Zügen auszeichnete, erscheint weitgehend ausgelöscht. Die Menschen sind gehetzt und sind gezwungen, die beiden primitivsten Dinge zu tun, bevor sie an kulturelle Muße denken können: ihr Leben in der unmittelbaren Gegenwart zu sichern und hart für den Tag zu arbeiten.

Die beiden Kriege so gut wie die Krise steigerten auf allen Gebieten den *Einsatz der Gemeinschaft.* Die Menschen machten die Erfahrung, zu was für Leistungen sie imstande waren, was sie zu ertragen vermochten, sobald der Einzelne sich einem gemeinsamen Ziel unterordnen mußte, aber auch, zu welcher Bedeutungslosigkeit dieser Einzelne im Taumel der Massen verurteilt wurde — und welche Kraft er sein konnte, sobald die Vielen verzagten! So riß zuerst die gemeinsame Not der Krise und nachher die gemeinsame Not des Krieges die Menschen aus ihrer bisherigen Vereinzelung heraus. Daher gewannen kollektivistische Ideen in der Politik, in der Sozial- und Wirtschaftslehre an Kurs. Dem 19. Jahrhundert waren sie vornehmlich ein intellektuelles Problem gewesen; dem 20. wurden sie zur praktischen Zeitfrage. Die Not der Menschheit war einer viel größeren Zahl von Menschen bewußt geworden, als je Jahrzehnte zuvor. Daher kam auch das religiöse Denken und Empfinden zu neuem und großem Ansehen.

Gemeinsam also war die Not, gemeinsam ertragen wurde die Gefahr, gemeinsam wurden beide überwunden. Und dennoch — auch die Persönlichkeit kam zu neuer Geltung. Was wäre der Widerstand gegen den Nationalsozialismus gewesen ohne die mitreißende Opfergesinnung und Opferbereitschaft vieler mutiger Einzelner? Diese merkwürdige und wichtige Tatsache, daß die Opfertat und Hingabe des Einzelnen wiederum ausschlaggebend wurde und dabei Gesinnung bedeutsamer erschien als Wissen, darf nicht vergessen werden, wenn man versucht, sich das Wesen der sozialistischen Gegenwart einzuprägen.

Ein Blick auf die im Vergleich mit dem Ausland viel ungebrochener verlaufene schweizerische Entwicklung zeigt uns, wie be-

rechtigt der Ausdruck «sozialistisches Zeitalter» auch bei uns geworden ist. Man ist versucht zu sagen, verglichen mit der Schweiz von 1914 sei die heutige Eidgenossenschaft nicht erst im Begriff, sozialistisch zu werden, sie sei es bereits. Der Beispiele für diese Behauptung wären viele! Wir greifen jenes des Lohn- und Verdienstausfalles auf, weil es typisch ist für den Wandel der Auffassungen innerhalb eines knappen Menschenalters. Als der erste Weltkrieg ausbrach, bestand das Problem des Verdienstausfalles nur als eines der Wohltätigkeit. Höchst selbstverständlich erwartete man damals, daß jeder Wehrmann während der Dauer seiner Dienste für das Fortkommen der Seinen und seiner wirtschaftlichen Existenz selbst bedacht sein müsse. Natürlich glaubte niemand an einen langen Krieg und niemand machte sich ein Bild von den zerstörenden Kräften, die, auf materiellem wie geistig und seelischem Gebiet, entfesselt worden waren. Die Schweiz blieb verschont und die wirtschaftliche Hochkonjunktur des Krieges vergrößerte sogar noch ihre Reserven, wenn schon deren Verteilung ungleich ausfiel. Da der Gedanke der fürsorgenden Gerechtigkeit der Politik fern stand — man könnte auch sagen, «national» und «freisinnig» noch fast identisch erschienen —, kam es auch bei uns zu den bekannten Explosionen. Seither traten die kollektivistischen Auffassungen immer deutlicher zur Offensive an. Die Bauern organisierten sich auch politisch zur selbständigen Partei. Die vielen Verbände der unselbständig Erwerbenden wurden zu politischen Kräftegruppen. Die Krise der Dreißigerjahre zwang dann zu immer neuen staatlichen Eingriffen, wozu von den Gewerkschaften bis zur Exportindustrie, vom Gewerbe bis zu den Banken nacheinander und miteinander alle aufforderten. Der zweite Weltkrieg schließlich, mit seiner totalen Mobilmachung von Volk, Heer und Wirtschaft, vollendete eine begonnene Entwicklung. Dank unerhörter kollektiver Anstrengungen gelang es, in äußerem und innerem Friede die Probe zu bestehen. Was uns heute so selbstverständlich vorkommt, ist im Grunde genommen eine große Leistung, welche die Geschichte anerkennen, die sie aber einst auch als den deutlichsten Wendepunkt der schweizerischen Entwicklung auf dem Weg zum Sozialismus bezeichnen wird.

Der Liberalismus des 19. Jahrhunderts war kein einheitlicher Begriff gewesen. Zentralistischer Radikalismus und großzügige Toleranz, kleinbürgerliche Konvention und weltbürgerliche Großzügigkeit lagen in ihm nahe beieinander. Entsprechend verhält es sich auch mit dem «Sozialismus» des 20. Jahrhundert. Wir müssen unterscheiden zwischen dem parteipolitischen und dem gewerkschaftlichen Sozialismus auf der einen, dem Sozialismus als allgemeinem Zeitgeist auf der andern Seite, auch dann, wenn wir wissen, wie sehr diese drei Spielarten sich beeinflussen und bedingen. War der parteipolitische So-

zialismus des 19. Jahrhunderts noch gegründet auf eine reine Lehre und war er ein antithetischer Impuls, ohne wesentlichen und gestaltenden Einfluß auf die Dinge, so mußte er nach 1918, allein oder in Koalitionen, immer stärker in die politische Verantwortung hinein. Er mußte sich mit der Wirklichkeit, die er vorfand, *praktisch* auseinandersetzen. Fürs erste scheiterte er an dieser Aufgabe — denken wir an Deutschland oder an die erste Labourregierung in England. In der Schweiz verharrte er, ähnlich wie in Frankreich, zunächst in einer doktrinären Haltung des «Alles oder Nichts», bis von den Dreißigerjahren an mehr und mehr der Weg in eine konstruktivere Arbeiterpolitik an Stelle des theoretischen Sozialismus gefunden wurde. Diese Begegnung mit der Wirklichkeit, die Pflicht, an den Aufgaben des Tages mitzuarbeiten, lockerte den Sozialismus selbst in seinen theoretischen Grundlagen auf und ließ das entstehen, was man als seine Krise bezeichnet hat. Der Ausdruck ist richtig, wenn man ihn positiv versteht: Krise als Bewegung und Befreiung von einem Krampfzustand, Krise als lebendige Auseinandersetzung mit den Voraussetzungen der Gegenwart. Er ist falsch, wenn man Krise deutet mit Verfall. Dabei darf man nicht vergessen, daß sich der Sozialismus nur deswegen in die gegebene Wirklichkeit einigermaßen eingewöhnen konnte, weil diese Wirklichkeit sich eben selbst verändert hatte. Sozialistisches Gedankengut bekam selbst im Denken von Kreisen Raum, die eben erst noch seine entschiedenen Gegner gewesen waren. In dem Augenblick — um ein Beispiel zu nennen —, da die Wirtschaft einräumte, daß Wirtschaftskrisen und Arbeitslosigkeit nicht mehr aus dem «normalen Ablauf» und damit aus sich selbst heraus behoben werden sollten, sondern durch irgendwelche staatlichen Eingriffe, hatte sie einen sehr entscheidenden Schritt zu einer solchen sozialistischen Auffassung im weitesten Sinne getan. Sie stellte sich nicht mehr grundsätzlich — und das war das entscheidend Neue — gegen eine Entwicklung, die die Wirtschaft öffentlich, politisch machte.

Heute muß der Sozialismus als Zeitgeist gestalten. Er muß sich, zumal in den westeuropäischen Staaten, entscheiden, ob er den totalen Umsturz und damit den Rückfall und völligen Neubeginn wolle oder die sinnvolle Fortentwicklung bestehender Formen. Er muß sich entscheiden, ob er den ganz bestimmten Freiheitsanspruch, wie er mit jedem westeuropäischen Kulturbegriff auf Sein oder Nichtsein verbunden ist, anerkennen oder ablehnen will. Er spürt das. Daher gibt es so viele Strömungen und Richtungen, die bei uns in der Schweiz vom gewerkschaftlichen Sozialismus über die verschiedenen Spielarten des parteipolitischen, sozialdemokratischen Sozialismus bis zum Kommunismus der «Partei der Arbeit» reichen.

Dieser Parteisozialismus und der Sozialismus als Zeitgeist machen den «Kollektivismus» aus, von dem heute so viel geschrieben, vor dem

so viel gewarnt wird. Nun wäre es natürlich falsch zu behaupten, Europa im allgemeinen und die Schweiz im besonderen seien in ihren großen Zeiten immer «individualistisch», in ihren schwachen aber «kollektivistisch» eingestellt gewesen. Es gibt im kollektivistischen Mittelalter eindrückliche kulturelle Leistungen, die spätere Zeiten auf einzelnen Gebieten überhaupt nie wieder erreicht haben, und es gibt Abschnitte im individualistischen 19. Jahrhundert, die höchst abstoßende und geistlose Zeugnisse hinterlassen haben. Die Gegenüberstellung von «Kollektivismus» und «Individualismus» im Sinne von Hölle und Himmel hat stets etwas Fragwürdiges an sich. Das zweifelsohne betont kollektivistische und sozialistische 20. Jahrhundert bedeutet nicht schon an sich eine Gefahr für die Zukunft unseres Kontinentes und seiner Völker; die Gefahr besteht darin, daß die kollektivistischen Neigungen zusammenfallen mit einer besonderen Krise des westeuropäischen Lebensgefühls.

Die allgemeinen Ursachen dafür liegen wahrscheinlich in der völligen Zerstörung der Sicherheit. Gewiß: absolute Sicherheit hat es zu keinen Zeiten gegeben — wohl aber verhältnismäßige. Im Zeitabschnitt von 1871 bis 1914 gab es keinen europäischen Krieg. Die Freizügigkeit zwischen den Staaten war kein Postulat der Politiker und Ideologen, sondern selbstverständliche Tatsache. Es war möglich, daß man (in seinen persönlichen Dingen zum Beispiel) wirtschaftlich auf Jahre disponieren konnte; solche tatsächliche Stabilität aller Verhältnisse wirkte zurück auf die Lebenssicherheit der Menschen.

Heute gibt es das nicht mehr. Sicher ist nur der Augenblick. Millionen von Menschen kamen um Hab und Heimat, ohne daß sie an diesem Schicksal im geringsten mitschuldig waren oder irgendwie seinen Ablauf hätten beeinflussen können. Europas Lebenssicherheit ist zerstört. Der Kontinent ist aber auch biologisch bedroht. Wahrscheinlich war der ganze Rassen- und Züchtungswahn des Nationalsozialismus, der jetzt in das Gegenteil umschlagen dürfte, zum Teil hysterischer Ausdruck der Angst vor der sinkenden Lebenskraft gegenüber dem aufkommenden Slawentum. Schon zur Weimarerzeit versuchte Deutschland vergeblich, der Landflucht in Ostpreußen zu wehren und im Volk einen romantischen Wanderzug nach jener Ecke auszulösen; er unterblieb. Der Irrsinn der Nationalsozialisten, gegenüber dem lebensstarken polnischen Slawentum deutsche Bevölkerungspolitik treiben zu wollen, rächt sich heute mit der Gewalt einer Naturkatastrophe; Millionen von Deutschen werden ausgetrieben. Im europäischen Osten spielt sich eine Völkerwanderung ab. Niemand kann wissen, wie sich die Entfesselung der Illegalität, des Hasses und des Nihilismus, die durch den Nationalsozialismus ausgelöst worden ist, auf die europäische Seele, den europäischen Geist und die europäische Vitalität schließlich auswirken werden.

Unter der Herrschaft solcher Verhältnisse sind nun drei Dinge auf das Äußerste gefährdet, die zum Kern des europäischen Menschtums bisher gehört haben, nämlich der Sinn für die *Freiheit* und die *Würde des Menschen,* der Sinn für das *Recht* und die Einsicht in die *Notwendigkeit von Eliten.* Das Wort des Amerikaners Wallace vom Zeitalter des «Kleinen Mannes» bedeutet für Europa das Zeitalter des verproletarisierten Menschen. Es ist schon so, wie die «Gazette de Lausanne» es einmal formuliert hat: die Gefahr dieser Proletarisierung besteht darin, daß man, um Proletarier zu werden, zuerst Bourgeois gewesen sein muß (das ist vielleicht der Unterschied zu Rußland!). Das sozialistische Zeitalter, in dem wir leben, ist nicht an sich eine Gefahr. Es muß aber in das Chaos einmünden, wenn dieser aufkommende europäische sozialistische Zeitgeist die Bedeutung jener drei Größen, der Freiheit, des Rechtes und der Eliten, nicht sehen will.

Verantwortlich dafür, daß die westeuropäische Menschheit an den großen Gütern Freiheit und Recht nicht verzweifle und daß diese selbst durch die Arbeit einer neuen Elite wiederum sinnvolle Züge erhalten und lebendig wirkende Kräfte werden, sind wir alle, alle Einzelne, alle Völker, alle Klassen. Diese Güter ertragen keinen dumpfen Sinn und keine Verzweiflung, die sich selbst aufgibt. Sie entstammen dem stärksten Impuls, der aller europäischen kulturellen Leistung zu Grunde liegt, und der da heißt: dennoch! Verantwortlich dafür, daß unsere Zeit keinem verhordenden Sozialismus verfalle, sind nicht nur die abgestempelten Sozialisten, sondern die Zeitgenossen schlechthin!

Damit sind wir zur Frage vorgestoßen, wie wir uns denn eigentlich zur Tatsache des sozialistischen Grundcharakters unserer Epoche einstellen sollen. Wir: das heißt alle jene, die nicht irgendwie zum etikettierten Sozialismus gehören, aber als Zeitgenossen teilhaben an den «kollektivistischen» wie den «individualistischen» Lösungen und Sünden ihrer Epoche. Wir können Verschiedenes tun. Wir können erklären, seit dreißig Jahren sei das Abendland krank und müsse jetzt durch die Rückkehr zum «Liberalismus» wieder gesund gemacht werden. «Liberalismus»: das hieße, geistig betrachtet, wahrscheinlich entweder eine stark idealisierte Vorstellung von der Vergangenheit — oder dann eine vereinfachende Idealisierung Amerikas, mit der Absicht, aus den Vereinigten Staaten den machtmäßigen Rückhalt eines solchen Neoliberalismus zu machen. — Oder wir können behaupten, die Gesundung unseres Kontinentes werde nur durch ein radikales Experiment möglich, durch die «Vergesellschaftung aller Lebensbereiche» im Sinne eines gedanklich aufgebauten sozialistisch-kommunistischen Weltbildes der Zukunft und einer entsprechenden Anlehnung an die Weltmacht Sowjetrußlands. Beides würde heißen, daß der gequälte Kontinent erst recht nicht zur Ruhe kommen könnte;

er würde in ein Chaos von Experimenten gestürzt und den Rest seiner so kümmerlich gewordenen Gegenwart einer theoretisch idealisierten Zukunft opfern müssen.

Ein dritter Weg müßte von der bescheidenen Einsicht ausgehen, wir alle seien Zeitgenossen, *schweizerische* Zeitgenossen und *europäische* Zeitgenossen, darüber hinaus freilich auch Weltzeitgenossen. Das bedingt, daß wir uns mit der Gegenwart als Wirklichkeit auseinandersetzen, d. h. Kenntnis nehmen von der tatsächlichen Polarität zwischen den Kräften des Individualismus und jenen des Kollektivismus, die in dieser Gegenwart miteinander ringen. Es bedeutet weiter, daß wir das individualistisch-persönliche Anliegen nicht einfach gedankenlos ideologisch nachplappern sollen, sondern uns darum zu bemühen haben, was es in unserer Zeit damit nun eigentlich für ein Bewenden habe. Und es bedeutet schließlich, daß wir uns ganz anders zentral in das sozialistische Kraftfeld hineinstellen müssen als wir das bisher zu tun pflegten. Den tatsächlich drohenden großen Gefahren eines dumpfen und verhordenden Kollektivismus wird künftig mit keinerlei ästhetischem Entsetzen und verteidigender Abwehr beizukommen sein, wenn die für ihre Zukunft verantwortlichen Zeitgenossen das Wesen dieses Kollektivismus aus den Kräften eines vitalen Individualismus nicht tatsächlich begriffen und erfaßt haben werden. Denn neben dem vielen Bedenklichen, das unsere Epoche auszeichnet, darf sie als Plus für sich buchen, dem Entscheid in der gegebenen Wirklichkeit mit allen Konsequenzen gegenüber dem bloßen unverbindlichen Entscheid in der Theorie wiederum den Vorrang gegeben zu haben.

Äußerlich betrachtet war der Ablauf der Dinge verhältnismäßig einfach: Seit rund zwanzig Jahren spielen sich die sozial- und wirtschaftspolitischen Auseinandersetzungen in der Schweiz so ab, daß die «Linke» jeweilen eine Idee aufgreift, die «Rechte» dadurch aus der Lethargie mobilisiert wird und daß aus der Mentalität der Abwehr, meistens mit dem politisch aussichtsreichern Nein als bester Waffe, der Angriff abgeschlagen wird. Worauf für einige Zeit nichts mehr geschieht — bis die Linke eine neue Bewegung auslöst. Offen herausgesagt, heißt das nichts anderes als den *Verzicht der Rechten auf die Kraft der Idee im politischen Kampf*. Daher hat sich ja auch in diesem Rhythmus das Gleichgewicht allmählich deutlich zu Ungunsten der Rechten verschoben. Das Arsenal abgedroschener Schlagwörter, mit denen heute noch viele Rechtspolitiker meinen, unentwegt kämpfen zu können, wird sich je länger desto deutlicher als unwirksam erweisen. Nur ein radikaler Wechsel im Glauben an die Kraft der Idee in der Politik kann die Umkehr bringen. Die Zeit der großen Aktionen, aufgebaut auf einige zügige, an das Gefühl der Solidität oder die Angst vor dem «Marxismus» appellierende Parolen

ist vorbei! Deutlicher gesagt: sie sollte vorbei sein, weil sie mehr und mehr an die politische Substanz des Schweizervolkes greift, sie aufzehrt und dieses Volk selbst dadurch immer anfälliger macht gegen demagogische Seuchen!

Der tatsächlichen Gefahr des Kollektivismus kann nur mit einer *Politik aus dem Geist* begegnet werden; mit einer Politik, die nicht mehr bloß aus taktischen Grundlagen heraus handelt. Darum dürfte es gehen: den opportunistischen Materialismus «oben» und den verbissenen Materialismus «unten» nicht einfach — fast fatalistisch — anzuerkennen, sondern ihm die Stirn zu bieten, mit echter und nicht bloß jakobinisch-theatralischer Radikalität. Wir möchten unseren Gedanken die Formulierungen voranstellen, die Werner *Kaegi,* Historiker der Basler Universität, in einem Vortrag vor der Vereinigung «*Renaissance*» seinerseit verwendet hat (zitiert aus der «Schweizer Rundschau», August 1945), als er sagte:

> «Die alten Urzellen unseres Daseins sind nicht nur durch eine Gleichschaltung von außen bedroht: durch den Etatismus unseres Bundes, der nicht zu vermeiden war, sind sie von innen her gefährdet, durch den Ton unserer Bürokratie jeder Parteischattierung werden sie täglich in ihrem sittlichen Bestand der Brüderlichkeit zersetzt, und die rasch gewachsenen Industrien nehmen sich mancherorts wie großzellige Krebsgeschwüre aus, die an dem alten gesunden Gewebe unserer Gemeinde zehren, ohne neues zu pflanzen. Hier ist der Boden, auf dem wir vor dem Kommunismus zu bestehen haben: gelingt es uns nicht, die alten gewachsenen Zellen unseres historischen Lebens immer wieder zu erneuern und zu echten Formen der brüderlichen Gemeinschaft auch in einem neuen Zeitalter zu gestalten, dann, und nur dann haben wir der nivellierenden und uniformierenden Großmacht des Ostens mit Zittern entgegenzusehen. Hier liegt eine Verpflichtung unserer Vergangenheit und unsrer Zukunft gegenüber vor, die eine schweizerische Verpflichtung ist. Ohne sie gelöst zu haben, dürfen wir es nicht wagen, das Wort von der abendländischen Verantwortung auf die Zunge zu nehmen».

II.

Anliegen der folgenden Gedanken ist es, das, was wir das «liberale Erbe» im «sozialistischen Zeitalter» nennen, bewußt zu machen und darzustellen. Unbewußt ist es nämlich durchaus noch vorhanden, bedeutet es eine wirkende soziologische und politische Kraft. Dieses liberale Erbe bietet sich dar als ein Doppeltes: bezogen auf die wirtschaftlichen und soziologischen Erscheinungen ist es ein liberales im *engeren* Sinn; bezogen auf die Politik, ist es ein *konservatives* Erbe.

Innerhalb der heutigen soziologischen und wirtschaftlichen Lage, die theoretisch in die Antithese «Freiheit gegen Kollektivismus» auseinanderzufallen droht, während die Praxis freilich stets von neuem zu Synthesen zwischen beiden Begriffen zwingt, ist es Aufgabe des liberalen Erbes und seiner Sachwalter, die Freiheit in einer gewandelten Welt und unter neuen Verhältnissen wahrzunehmen. Dabei

zeigt es sich bald, daß wir mit dem abstrakten Begriff der «Freiheit» nicht weiterkommen, vielmehr versuchen müssen, von den *Freiheiten* auszugehen. Für die Freiheit tritt nämlich heute jedermann ein, von links bis rechts. Dagegen pflegen sich die Geister rasch zu scheiden, sobald von den einzelnen Freiheiten gesprochen wird. Nach den Freiheiten ist es dann das Problem der *Gerechtigkeit,* das innerhalb der sozialen und wirtschaftlichen Zeitproblematik auf dem ersten Plan aller Diskussionen zu finden ist.

Unter den Freiheiten sind es vornehmlich zwei, die besonders umstritten erscheinen, *die Freiheit der Persönlichkeit* und *die soziale Freiheit.* Es kann nicht der Sinn dieser Gedanken sein, das zu wiederholen, was andere sehr viel gründlicher bereits festgestellt haben, daß nämlich die Freiheit der Person in der Vielheit ihres Wesens als ein zentraler Begriff der europäischen Kultur schlechthin bezeichnet werden muß. Dieser persönliche Freiheitsbegriff wandelte sich allerdings in einer Jahrhunderte dauernden Entwicklung beständig, wurde dabei vielseitiger und führte schließlich im 19. Jahrhundert über den Weg der Freiheitsrechte zu einer nie vorher gekannten Autonomie der Person, freilich auch zu deren unerhörter Vereinsamung. Die absolute Freiheit der Person, wie sie in der Schweiz etwa der Radikalismus der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts postuliert hat, wurde über den Weg starker Krisen und Erschütterungen verwirklicht, wobei Energien frei geworden sind, aus denen heraus in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der große wissenschaftliche und wirtschaftliche Aufschwung erfolgt ist, als gesamteuropäische Erscheinung, an der die Schweiz teilhatte. Nach zwei entsetzlichen Weltkriegen, nach geistigen, sozialen und wirtschaftlichen Zusammenbrüchen, wie unsere Großväter sie sich nie hätten träumen lassen, bietet sich heute einer ernüchterten Generation das Problem der persönlichen Freiheit wesentlich anders dar, als dies während der lebendigen Jahre des Liberalismus der Fall sein konnte. Die Freiheit der Person, gefordert in unbekümmerter Absolutheit, kann heute kein notwendiges Postulat mehr sein. Ihre letzte Ausprägung im Übermenschen, wie er der Idee von Nietzsche entstammte und wie er nachher im nationalsozialistischen Alltag erschien, kann kein brauchbares Bild für heute und morgen mehr abgeben. Die Freiheit der Person ohne das bindende Gegenstück der Verantwortung erscheint den Heutigen als Unsinn.

Dabei ist freilich dieser Begriff der Verantwortung nicht einheitlich, weil das Weltbild der heutigen Menschen uneinheitlich geworden ist. Verantwortung bedeutet für den einen auch heute noch religiös-christlich gebundene Verantwortung, wobei erst noch zwischen reformierter und katholischer Christlichkeit zu unterscheiden ist; für den andern, den säkularisierten Diesseitsmenschen, lediglich Verant-

wortung gegenüber der Gemeinschaft. Aber auch dieser Begriff der Gemeinschaft ist vieldeutig geworden.

Dennoch: gerade das Wort von der Gemeinschaft — so verbraucht es bereits klingt — dürfte am ehesten einen Generalnenner abgeben, auf dem die verschiedenen Verantwortungsbegriffe einigermaßen zusammenfaßbar erscheinen. Denn das ist doch das Wesentliche am modernen politischen Freiheitsbegriff der Person, daß es ein Freiheitsbegriff sein soll, der Rücksichten kennt. Rücksichten nimmt man gegenüber dem Nächsten und dem Übersehbaren. So lassen sich von hier aus Konturen erkennen, die in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht die Familie, den Beruf und den Betrieb als solche Gebiete erscheinen ließen, in denen es gilt, menschliche Rücksichten zu nehmen. Von hier aus ist auch die Tatsache zu erklären, daß das Staatliche in mancher Beziehung den modernen Menschen vertrauter geworden ist als ihren unmittelbaren Vorfahren. Ohne den staatlichen Rahmen kann der Einzelne in unserem Zeitalter mit seinen Raubtierzügen nicht mehr existieren. Staatenlosigkeit und Heimatlosigkeit sind heute annähernd ein gleiches furchtbares Schicksal geworden, wie sie es zur Blütezeit der griechischen Polis waren.

So ergibt sich denn für den modernen Menschen wieder ein Bild der freien Person, die verantwortlich gebunden in einer Gemeinschaft steht, die vollwertig entwickelt sein soll, um zu dienen, und auf der andern Seite, um gesucht, gebraucht, geschätzt zu werden.

Diesem Ideal steht nun freilich die ständige Bedrohung gegenüber, daß der Einzelne in der Masse versinken und ausgelöscht werden könnte. Denn das ist ja die andere Seite jener in unerhörtem Umfang vollzogenen Befreiung der Person von allen Fesseln, daß sich das Problem der Macht mit diesem autonomen Menschenbild verband, daß der Unmächtige der Ohnmächtige und Teil einer Masse wurde. Wir in der Schweiz sind von dieser Entwicklung weniger heimgesucht worden als andere Völker; aber empfindliche Springwellen der Flut schlagen auch über unsere Grenzen! In der Masse aber hört die Freiheit auf! Die Heroen, die sie sich selbst erschafft, sind ihre Kreaturen; wehe, wenn sie es je wagen wollten, der Masse Widerstand zu leisten, nachdem sie zur inneren Freiheit sich durchrangen! So betrachtet, wird die Verwirklichung des neuen Bildes einer in den übersehbaren Rahmen gestellten und verpflichteten gebundenen, freien Person Voraussetzung für den Fortbestand unseres Denkens wie unserer Kultur. Aufgabe des liberalen Erbes ist es demnach, innerhalb der Wirtschaft wie der Gesellschaft — und dort besonders auch der Erziehung — alle Kräfte zu fördern, die dieser neuen Freiheit der Person entsprechen, die den Einflüssen des dunklen, unverantwortlichen anonymen Massengeistes entgegenstehen.

Bevor wir indessen diese Entwicklungslinie weiter verfolgen, müssen wir nochmals zurückkehren zum Anliegen der Freiheit selbst. Die größte Gefahr droht diesem Anliegen von der fürchterlichen Abwertung und Entwürdigung her, die der Mensch erfahren und sich selbst angetan hat. Der abendländische Freiheitsbegriff reicht weit zurück in der Geschichte, weiter als zur Renaissance. Er entstammt Überzeugungen von der Würde des Menschen, die ebensogut christlich wie antik sind, einem Glauben, der diesen geschlagenen Kontinent immer wieder erhoben hat, mochte er auch noch so tief gesunken sein. Nicht um den jakobinischen oder gar den nihilistisch-modernen Freiheitsbegriff von gestern geht es, der nur frei *von* und nicht frei *zu* etwas sein möchte, sondern um die Überzeugung, daß die Grenzen für irgendwelche Machtansprüche durch diese Tatsache von der menschlichen Würde gesetzt sind. Warum haben noch in allen Kriegen der Europäer gegeneinander, in den ideologischen aber besonders, die Gegner einander dadurch entscheidend zu diffamieren versucht, daß sie sich gegenseitig der Verbrechen gegen die menschliche Würde bezichtigten? Weil dieser Begriff der menschlichen Würde ein zentraler Begriff der abendländischen Kultur ist, mag er hundert- und tausendmal geschändet worden sein. Der Mensch soll der Freiheit, die Freiheit aber des Menschen würdig sein — auf diese Formel läßt sich das kulturelle Credo des europäischen Westens reduzieren.

Nun hat der Krieg mit seiner ständigen Forderung, zum letzten Einsatz bereit zu sein, das Selbstgefühl breitester Teile auch des Schweizervolkes gestärkt und neu bewußt gemacht. Es stieg die Empfindlichkeit dieser Schichten für ihre menschliche Würde. Diese Empfindlichkeit äußert sich oft plump, unsicher in der Form, oft auch oberflächlich, aber sie äußert sich immer wieder. Auftrag des liberalen Erbes und jener, die sich als seine Träger empfinden, müßte es sein, hellhörig diesen Anspruch aufzufangen und politisch gestalten zu helfen, auf daß er nicht vom Massengeist angefressen und verdorben werde.

Praktisch-nüchtern, vom Boden der heutigen politischen Realitäten aus betrachtet, bedeutet das beispielsweise, daß die Probleme einer ausreichenden Altersfürsorge, der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, der gerechten Entlöhnung, der Arbeit ganz allgemein, deswegen überhaupt zu Problemen geworden sind, weil das Gefühl für die menschliche Würde neu erwacht ist. Es bedeutet auch, daß etwa die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiterschaft heute anders beurteilt werden muß als vor zehn oder zwanzig Jahren. Auch in diesen Organisationswillen ist natürlich das gewandelte Bewußtsein, der neue Anspruch, ernst genommen zu werden, eingeströmt. Es versucht sich heute in diesen Organisationen weniger eine abstrakte Idee zu verwirklichen als ein ganzer Stand darzustellen und bewußt zu

machen. So paradox es klingen mag: dieser Organisationswille verkörpert einen sozialen Freiheitswillen. Er wird das freilich nur solange tun, als er selbst auf die Freiheit der zu organisierenden Personen Rücksicht nimmt! Nach unserem Dafürhalten liegt es daher im Interesse der Wirtschaft selbst, diesem Anspruch gerecht zu werden und ihn anzuerkennen.

Denn — und damit kommen wir zum Nächsten — auf die gleiche Quelle wie der Freiheitsanspruch geht der Anspruch nach Gerechtigkeit zurück, der die andere, deutlich wirkende Kraft dieser Gegenwart ist. Gerechtigkeit verlangt nur jener Mensch, der sich seines Wertes und seiner Würde bewußt geworden ist. Es ist unrichtig und verhängnisvoll, die «soziale Frage» nur als Frage der umfangreichen Geldverteilerei zu beurteilen. Der Industriearbeiter Marcel *Plösser* — kein Marxist! — schrieb seinerzeit in einem Aufsatz in den «Annalen» über den sozialen Willen des Arbeiters u. a. das Folgende: «An die Stelle des dumpfen Ohnmachtgefühls, das aufbricht, soll das stolze Gefühl des gleichen Rechtes treten können, weil sie (die Industriearbeiter) nun die Gewißheit haben, daß dieser Staat gewillt ist und auch die Möglichkeit hat, sie zu schützen». Achtzig Jahre vorher hatten die Glarner Industriearbeiter in einem Manifest, in dem sie ihren politischen Zusammenschluß begründeten, bereits aus ähnlichem Denken formuliert, als sie schrieben: «Was wir für unsere Vereinigung anstreben, ist, daß wir Fabrikarbeiter selbständiger zusammenhängen, daß wir *wahrhaft freie Männer werden* wollen». In beiden Stimmen kommt der Wille zum Ausdruck, Partner zu werden, zeigt sich, wie nahe beieinander Freiheit und Gerechtigkeit liegen. Es handelt sich also bei diesem Gerechtigkeitsanspruch nicht in erster Linie um die schematische materielle Gleichmacherei, sondern um die würdige Behandlung, die sachliche Gleichberechtigung dessen, was man verkürzt als die «*Arbeit*» bezeichnet. Auftrag des liberalen Erbes müßte es sein, hier Lösungen den Weg zu weisen, die sich nicht damit begnügen, jene Tendenzen zu bekämpfen, die durch Verstaatlichung der Produktion einfach die Inhaber der Anonymität wechseln würden, sondern eine Entwicklung zu fördern, welche die Persönlichkeit des Unternehmers und die Persönlichkeit des Arbeiters über dem gemeinsamen Ziel der Leistung und der Arbeit zusammen zu bringen und zusammen zu halten trachtet, die dem industriellen Betrieb nicht nur eine technisch-wirtschaftliche, sondern eine soziologische Form verleiht.

So bewertet, erweist sich die Behauptung als falsch, es gebe heute in der Wirtschaft nur noch die Wahl zwischen den beiden Alternativen «Kollektivismus» und «Freiheit». Wir ersparen es uns, jetzt einmal mehr nachzuweisen wie in der Praxis diese Alternative ja beständig durchbrochen wird, wie mit dem Wort und dem Begriff

der Wirtschaftsfreiheit in höchst opportunistischem Sinn umgesprungen wird.

Ein entscheidendes Freiheitsanliegen, das die Wirtschaft heute berührt, ist die Handlungsfreiheit für den initianten Unternehmer und der Schutz vor bürokratischer Reglementiererei. Es handelt sich dabei um mehr und Tieferes als — wie gewisse Doktrinärsozialisten behaupten wollen — um den verdeckten, im Grunde genommen ungehemmten Erwerbstrieb. Es geht im Bereich der Wirtschaft um den gleichen freien Spielraum der Persönlichkeit, der auch auf anderen Gebieten zum Wesen der westeuropäischen Kultur gehört. Unterstreicht man das, so wird man auf der andern Seite nicht vergessen dürfen, daß — im großen Gegensatz zum entwicklungs- und entfaltungsreichen Jahrhundert — heute die drängende Fülle der Bedürfnisse ebensogut wie die unerhörten Möglichkeiten, diese zu befriedigen, nach irgendeiner Form der Ordnung rufen, soll nicht alles schließlich im Chaos zusammenbrechen. Ganz abgesehen also von den bereits erwähnten sozialen Ansprüchen der heutigen Menschen zwingen diese Tatsachen Staat und Wirtschaft zunehmend in ein neues Verhältnis zueinander. Man scheut sich in großen Teilen der freien Wirtschaft, das zu erkennen und einzugestehen. Man bleibt im Banne der Hoffnung auf die alten, freien Zeiten befangen. Praktisch aber akzeptiert man nötige Bindungen. Woraus sich so groteske Vorgänge ergeben wie jene, daß in unserer Volksvertretung stundenlang und ernsthaft darüber debattiert wird, ob es freiheitliches Denken verantworten könne, in einem Verfassungsartikel die Wohlfahrt dem Bekenntniswort Freiheit voranzustellen — im gleichen Augenblick, da sämtliche Wirtschaftsgruppen, sobald sie darin für sich einen Nutzen sehen, die Staatshilfe umfangreich und unbedenklich in Anspruch nehmen! Uns schien es dementgegen ehrlicher und liberaler zu sein, erstens einmal eine Kompetenzbereinigung zwischen Staat und Wirtschaft überall dort, wo sie sich berühren, vorzunehmen und zweitens wachsamer und vorausschauender als bisher in der Wirtschaft selbst jene Koordinationen vorzunehmen, die sich durch die Zeitumstände aufdrängen und nicht mehr aufhalten lassen. Auch in der Wirtschaft müßte deutlicher als bisher der Freiheitsbegriff, bezogen auf Ideal und Wirklichkeit, überprüft und mit der lebendigen, persönlichen Verantwortung neu verbunden werden. Die Wirtschaft steht heute, politisch und auf weitere Sicht beurteilt, vor der Alternative, gegen ständig wachsende Verstaatlichungstendenzen anzukämpfen oder den Ausbau der öffentlichen Kontrolle über ihr Wirken, unter Wahrung ihrer Freiheit, zu akzeptieren. Will sie sich ihre Freiheit im sozialistischen Zeitalter erhalten, so muß sie sich vor allem selbst positiver als bisher mit der Politik auseinandersetzen. Je länger je mehr wird sich die alte Methode als untauglich erweisen,

daß der noch ausnahmsweise in der Politik stehende Wirtschaftsführer parteitaktische und opportunistische Kompromisse eingeht und dort schweigt, wo er nach seiner Überzeugung reden müßte, — mit der «reservatio mentalis», durch den Volksentscheid und den «Appell an die Freiheit» das stürzen zu lassen, was er vorher nicht offen bekämpft hat... Auch die Freiheit der Überzeugung ist nur sinnvoll verbunden mit der verantwortlichen Bekenntnisbereitschaft! Die freie Wirtschaft hat im sozialistischen Zeitalter entscheidende Werte zu vertreten; sogar die Sozialisten beginnen es zu begreifen und gestehen es zu. Sie kann sie wirksam weder durch Komitees, noch durch Broschüren und Zirkel vertreten, sondern nur durch die Kraft der freien Persönlichkeit, durch ständige Verpersönlichung der Betriebe. Und politisch dadurch, daß sie nur das vertritt, zu dem sie restlos stehen kann!

Der Scheinliberalismus, der seine Impulse aus der Alternative «Kollektivismus» gegen «Freiheit» bezöge, müßte schließlich, als folgerichtigem Gegenstrom, dem Klassenkampf rufen. Das halten wir nun allerdings für sinnlos und gefährlich. Dazu ist die Lage zu ernst; die Lage der freien Wirtschaft, die Lage der Schweiz, die Lage des Kleinstaates mitten in einer räuberisch gewordenen Welt. Damit berühren wir das nächste: den konservativen Gedanken im liberalen Erbe, seine Notwendigkeit und sein Anliegen.

Sobald wir den sozialistischen Grundzug des Jahrhunderts, in dem wir leben, als den wesentlichen bezeichnen, ergibt sich von selbst, daß das *liberale* Erbe dann eben zugleich ein *konservatives* sein wird. Gegenüber dem kollektivistischen Zeitgeist repräsentiert der Freiheitsanspruch des Liberalismus einen konservativen Anspruch. Es wäre nun vermutlich notwendig, sich hier zunächst in einem besondern Exkurs mit dem Wesen des politischen Konservativismus auseinanderzusetzen, und zwar aus verschiedenen Gründen: zunächst einmal deswegen, weil der Begriff «konservativ» im 19. Jahrhundert und unter dem Einfluß von dessen bestimmter Fortschrittsgläubigkeit mehr und mehr ein schlechtes Beigeschmäcklein erhielt, bei uns in der Schweiz so gut wie in den übrigen europäischen Festlandstaaten. Nur England blieb von dieser Deklassierung des Konservativismus verschont. Eine Abklärung über das Wesen des politischen Konservativismus wäre weiterhin notwendig, weil das Wort allzu oft dem Begriff «veraltet» und «überaltert» gleichgesetzt wird, weil es alsdann zu einer bloßen Spielart des reaktionären Geistes erklärt wird und weil aus solchen Zusammenhängen wiederum, im Urteil über die Zusammenbrüche des letzten Jahrzehntes, der Konservativismus sogar als eine Voraussetzung für das Aufkommen des Nationalsozialismus verantwortlich gemacht wird. Gewiß: echt reaktionäre und nihilistische Kräfte haben sich gelegentlich konservativ getarnt, sie

haben sich beispielsweise mit dem deutschen Naziwesen verbündet — aber eben, es war ein gewissenloser Scheinkonservativismus, der das getan hat, nicht echter konservativer Geist!

Doch — zu einem gründlichen Exkurs über dieses Thema reicht unser Raum nicht aus. Wir begnügen uns lediglich noch, in Kürze anzudeuten, daß das in seinem Grundcharakter konservative England sich als unerhört widerstandsfähig erwiesen hat und daß in allen Ländern, die den Widerstand gegen die nationalsozialistische Okkupation organisieren mußten, der Appell an grundkonservative Werte — beispielsweise an opferfreudige Hingabe an das Land, unbekümmert um Stand und Herkunft, an den Einsatz der Persönlichkeit im Dienst eines Ganzen, an nationale Ehre und Würde — einer der entscheidendsten Ausgangspunkte war. Daher finden wir etwa in der französischen Résistance neben Unbekannten Männer von Namen mit altem Klang. Auf der andern Seite war es freilich liberal-humanitäres Erbe, wenn in allen besetzten Ländern der Widerstand gegen Menschenunwürdigkeiten geweckt wurde, ein humanitäres Erbe, das indessen weit hinter das 19. Jahrhundert zurückgriff und damit abermals mit konservativen Impulsen zusammenfiel. Unter dem Terror bekam das Wort Freiheit einen erlebten, tiefen und gegenständlichen Sinn, verlor es alles, was Phrase an ihm gewesen war. Der Schreibende erinnert sich mit Ergriffenheit an eine Aufführung von Schillers «Kabale und Liebe», die er im Frühling 1941 im Schillertheater in Berlin erlebte, vor ausverkauftem Haus mit zahlreichem Soldatenpublikum, eine Aufführung, in der die leidenschaftlichen Auseinandersetzungen zwischen Ferdinand und seinem Vater den spontanen Beifall der im übrigen lautlos gespannten Menge hervorriefen: das Freiheitspathos Schillers war hier lebendige Sendung geworden.

Solange die Erben des Liberalismus es sich zur Aufgabe stellen, die Freiheiten in einer neuen Zeit und unter neuen Verhältnissen neu zu gestalten, werden sie auch ihren konservativen Auftrag erfüllen; wenn sie fortfahren, der historisierten Freiheit theoretisch und unverpflichtend zu huldigen, wird die Geschichte sie dereinst als reaktionär und untergangsreif bezeichnen.

An speziell konservativen Werten, die mit zum liberalen Erbe in unserer Gegenwart gehören müßten, möchten wir hier skizzieren: die Hochschätzung des Rechtes, den Sinn für den Dienst am Staate, die richtige Bewertung der Geschichte und endlich ein gesundes Empfinden für das Verhältnis der beiden Größen «Volk» und «Staat» zueinander.

Hohe Einschätzung des Rechtes und des Rechtsstaates hat weder mit Juristerei noch mit Advokatenregime etwas zu tun. Beide sind ganz einfach politischer Ausdruck jener Anerkennung der menschlichen Würde, die wir oben als eine Voraussetzung aller westlichen

Kultur bezeichnet haben. Für die Schweiz hat das Recht in mehrfacher Hinsicht seine tiefe Bedeutung: einmal für den Kleinstaat Schweiz, der auf das Recht und den Respekt vor dem Recht muß bauen können; sodann für die vielsprachige und vielkonfessionelle Schweiz, die keine nationale Kultur der gleichen Sprache, wohl aber eine gemeinsame politische Kultur kennt, zu der die Minderheiten sich bekennen, dank der Rechtsgarantien, die heilig sind; weiterhin für die neutrale Schweiz ohne außenpolitischen Ehrgeiz und ohne außenpolitische Forderungen, in der die politischen Kräfte sich nach innen entwickelt haben und ausgeglichene Lebensformen schufen, die in Frage gestellt werden, sobald sie auf den Machtanspruch und nicht auf dem Rechtdenken, Rechtsempfinden und Rechtswillen ihrer Bürger beruhen. Die Vermenschlichung des Staates, die der Schweizer Pestalozzi gefordert hat, ist neben anderem über die Verwirklichung des Rechtes zu erreichen. Daher mahnt es zum Aufsehen, wenn der Rechtssinn erstirbt und wenn sich Strömungen zum Wort melden, die, verkappt oder offen, Recht und soziale Gerechtigkeit als miteinander im unüberbrückbaren Gegensatz befindlich erklären. Die Träger des liberalen Erbes haben gegen beides anzukämpfen: gegen die *Rechtsverwilderung* und gegen die *Rechtserstarrung,* die zur politischen Rechtszerstörung führt. Sie haben aber auch anzukämpfen gegen eine neue Feudalisierung der Rechtsverhältnisse, wie sie sich aus bestimmten Privilegierungen und der Delegation von staatlichen Befugnissen ergeben muß, sobald dadurch die Rechtssicherheit des Einzelnen zugunsten der Rechtsstellung von Körperschaften geschwächt wird. Dort, wo Rechtsnormen offenkundig überlebt sind, sollten es gerade die Wahrer des liberalen Erbes sein, die nach sinnvoller Anpassung an die neuen Verhältnisse drängen — nach neuer Rechtssetzung! — und nicht, aus falsch verstandener Interessenpolitik, starrköpfig am Buchstaben der Überlieferung um ihretwillen festhalten. Damit täte sich ein Weg auf zu jener Synthese, die der Zürcher Verfassungsrechtler *Kägi* als den «sozialen Rechtsstaat» bezeichnet hat.

Zum Problem des Dienens in der Politik nur Weniges. Es ist das Problem der Elite im Staate, das sich jedem Zeitalter gestellt hat. Der junge Radikalismus glaubte es einseitig vom Intellekt her lösen zu können. Er gründete die Hochschulen in Bern und in Zürich und baute auf die Advokaten und Schulmeister. Heute wissen wir, wie unendlich wichtiger in der Politik der Charakter ist als bloßes Wissen. Je komplizierter und unübersichtlicher ihr Gefüge wird, desto bedeutsamer wird es, ob Männer in den politischen Schlüsselstellungen stehen, die vom Ehrgeiz des Dienens, nicht aber des Verdienens getrieben werden. Das Problem steht im engsten Zusammenhang mit dem andern, mit jenem des Volkes und seines Verhältnisses zum

Staat und den Behörden. Gegenüber den Tendenzen der staatssozialistischen Politik, die auf Parteien, Verbände und irgendwelche Körperschaften ausschließlich abstellen möchte und die stets von neuem dazu neigt, den Entscheid hinter der geschlossenen Türe und am grünen Tisch zu suchen, ist es Auftrag des liberalen Erbes, die Kraft des unmittelbaren Volksentscheides hochzuhalten. Aber eben — hochzuhalten! Das heißt, daß unermüdlich an der politischen Erziehung dieses Volkes gearbeitet werden muß und daß die verlockenden Mittel des Massengeistes abzulehnen sind; daß die Volksversammlung mit dem hörbaren Wort des einzelnen Mannes wichtiger ist als das Massenmeeting, als die Demonstration, die den Rausch an die Stelle der Überlegung setzt, die Hysterie an den Platz der unmittelbaren Volkskraft. Seien wir uns doch klar darüber: im Rahmen der heutigen weltpolitischen Machtverhältnisse und unter der Tatsache der modernen Raumüberwindung ist die Eidgenossenschaft als politisches Ganzes etwa ähnlich zu bewerten wie vor hundert Jahren noch das Gebiet eines mittleren Kantons. Außenpolitische Probleme, militärpolitische Fragen — ganz abgesehen von allen andern — berühren den Einzelnen unmittelbarer als je zuvor. Er muß sich hineinstellen; tut er es nicht aktiv, so wird er passiv davon erfaßt. Gelingt es nicht, das mit so umfangreicher neuer Verantwortung ausgestattete Volk zum denkenden, bewußten politischen Körper zu machen, so könnte es in die Masse abgleiten; das Land verlöre damit die Herrschaft über sein Schicksal. Daher ist es Pflicht und Auftrag des liberalen Erbes und seiner Wahrer, alle Strömungen, Kräfte und Ideen zu fördern, die der Erziehung des Volkes frommen — der wahren Bildung und nicht der Abrichtung! —, welche die Anonymität des Staates auflockern, seine Behörden sichtbar machen, sie zum Bewußtsein bringen, einem Volke zu dienen, nicht aber Selbstzweck zu sein und die echte, selbstverständliche Autorität fördern; die den Menschen dort, wo er politisch und gesellschaftlich ein Entwurzelter zu werden droht, weil Gemeinde und Kanton auch schwer unübersehbar werden, in neue Formen binden, im Beruf und im Betrieb. Die Menschen, auf die sich diese Politik abstützen soll, müssen in allen Volkskreisen gefunden werden, was praktisch bedeutet, daß wir uns nicht scheuen dürfen, die sozialistische Arbeiterschaft, dort, wo sie sich zu den freiheitlichen Grundlagen des schweizerischen Volksstaates bekennt, in vermehrtem Maße zur Mitarbeit und Mitverantwortung heranzuziehen. Das gilt ganz besonders auch für jene beiden Gebiete, die glücklicherweise heute entschiedener als noch vor einem Jahrzehnt in eine staatspolitische Stellung erhoben worden sind, den Auswärtigen Dienst und die Armee.

Daß die Hochhaltung aller geschichtlichen Werte dazu gehört, in jenem Sinn, der schweizerisches Geschichtsempfinden ausmacht

und dem Geschichte so viel ist wie die Verlängerung der Vergangenheit in die Gegenwart, sei nur der Vollständigkeit halber notiert.

Im Grunde genommen handelt es sich bei der Wahrung dieses liberalen Erbes im sozialistischen Zeitalter einfach um das Bekenntnis zum Geist des Wagens mitten in einer auf Sicherung bedachten Zeit. Nicht um ein romantisches und unwirkliches Wagen, erst recht nicht um den Unsinn des «vivere pericolosamente», wohl aber um die Freude an der kühnen Lösung, die aus der Grundlage der Persönlichkeit und der festen Überzeugung geboren wird. Denn darin kommt ein Zug dieses sozialistischen Zeitalters zum Ausdruck, daß es das Zeitalter des wirklich «kleinen» Mannes werden könnte, besonders in der Schweiz. Und vom Hang nach der kurzfristigen Sicherheit und der geborgenen Anonymität ist beileibe bei uns nicht nur der vierte Stand heimgesucht!

Die Schweiz ist ein Land der Mitte, ihrer Lage nach, ihrer Geschichte nach, ihrem ganzen Wesen nach. Nichts liegt ihr ferner als die heldische Pose. Angesichts der europäischen Totalverwüstung und der Gefahr, daß dieser Kontinent, bedrohlich gelegen im Schnittfeld zweier Großmachtsphären, zunächst zerrissen und nachher in einem dritten Weltkrieg endgültig zerstört werden könnte, erhalten diese nüchternen, unheldischen schweizerischen Werte der Mitte einen merkwürdig ernsten und gegenwartsdringlichen Sinn! Sollte es in der Schweiz nicht gelingen, das liberale Erbe im sozialistischen Zeitalter lebendig zu erhalten? Sollte es nicht gelingen, hier eine Politik der echten und nicht der künstlichen Polarität zwischen Freiheit und Bindung zu verwirklichen? Gelänge es doch! Die Eidgenossenschaft, die kleine, verschonte und verwöhnte Schweiz, von der die Fremden sagen, die sei ein stockkonservatives Land, könnte dann vielleicht zu einer konservativen Größe werden!